

Zum bio-logischen Verständnis der Befindlichkeiten des Pferdes

Heinz Meyer

Zusammenfassung: Verschiedene ethologische Publikationen bestärken derzeit die Erwartung, im Verhalten der Pferde Indikatoren zu finden, die zuverlässig über die Existenz und das Ausmaß von Wohlbefinden respektive Unwohlsein als aktuelle Befindlichkeiten informieren. Solche Erörterungen konzentrieren sich in manchen Fällen darauf, valide, reliable und "praktikable" Anzeichen für die Existenz einer ausgesprochen angenehmen Befindlichkeit zu erörtern. Als "praktikabel" werden dabei meist solche Indizien verstanden, die häufig auftreten und ohne besondere methodische Maßnahmen dekodierbar sind. Dieses Vorgehen wird nicht selten von dem Bestreben geleitet, die Bedingungen für ein ausgeprägtes Wohlbefinden als Dauerzustand zur Förderung der Komfortabilität des Daseins der in der Obhut des Menschen befindlichen Pferde zu schaffen. Das skizzierte Vorgehen ist meist zudem mit der Überzeugung verbunden, der Mensch könne aufgrund des Verhaltens der Pferde selbst Befindlichkeiten geringer Intensität ermitteln. Die Annahme anhaltenden Wohlbefindens entspricht der natürlichen Existenz und der natürlichen Funktion von Befindlichkeiten weniger als den menschlichen Vorstellungen von einem ununterbrochenen Glück oder einem dauerhaften Spaß. Gegen die verbreiteten menschlichen Vorstellungen macht die evolutionsbiologische Analyse deutlich: Die Befindlichkeiten stellen psychische Zustände dar, mit denen der Organismus gemäß seinen angeborenen sowie seinen erworbenen Dispositionen auf das ihm Begegnende reagiert und dieses vor allem affektiv-emotional als einerseits "angenehm" und andererseits "unangenehm" kategorisiert. Derartige psychische Zustände unterschiedlicher Intensität und unterschiedlicher Dauer fördern das (Über)Leben insbesondere insofern, als sie den Organismus dazu veranlassen, das durch unangenehme Befindlichkeiten ausgezeichnete Verhalten zu beenden respektive zu meiden und das durch angenehme Befindlichkeiten qualifizierte Verhalten fortzusetzen und/oder zu wiederholen. Verhaltensbestimmende Kraft gewinnen vor allem die Befindlichkeiten hoher Intensität, das heißt auch, Befindlichkeiten, die sich markant vom üblichen Verlauf des Erlebens abheben. Den üblichen Verlauf des Erlebens dominieren die Befindlichkeiten mäßiger Intensität und die Zustände einer weitgehenden emotionalen Indifferenz, nämlich die Zustände, in denen vor allem der funktionale Ablauf bestimmter Handlungen respektive eines bestimmten Geschehens erlebt wird, die Aufmerksamkeit also auf solche Abläufe gerichtet ist.

Schlüsselwörter: Pferd, Verhalten, Befindlichkeiten, Wohl-befinden, Indikatoren für Wohl-befinden, Komfortabilität des Lebens, Qualität des Lebens, Evolutionsbiologie, Funktion der Befindlichkeiten, Verhaltenssteuerung

The "bio-logical" understanding of the sensitivities of the horse

Various ethological publications currently encourage the expectation that the indicators regarding the behaviour of the horse will provide reliable information about the existence and extent of well-being and discomfort as a current condition. Such discussions focus, in some cases, on the consideration of valid, reliable and "practicable" signs of the existence of a very pleasant condition. Such indications which occur frequently and can be decoded without special methodological measures are generally understood as "practicable". This approach is not infrequently guided by the desire to create the conditions for well-being as a permanent condition to promote the comfortableness of the existence of horses in the care of man. The approach outlined is usually also associated with the conviction that the human being can determine low-intensity moods based on the behaviour of the horses themselves. The assumption of sustained well-being corresponds to the natural existence and the natural function of sensations less than the human notions of uninterrupted happiness or lasting fun. Against the prevalent human ideas, the evolutionary biology analysis makes clear: the states of mind represent the psychic states with which the organism responds to what is encountered according to its innate as well as acquired dispositions, and this affects emotionally as "approving", on the one hand, and "unpleasant", on the other. Such mental states of varying intensity and duration promote (over) life, in particular, in that they cause the organism to end or avoid excellent behaviour by means of unpleasant sensations, and to continue and/or repeat the behaviour which is characterized by pleasant sensations. Behavioural determinants of strength are, above all, the high-intensity feelings, that is to say, well-being, which stand out clearly from the usual course of experience. The usual course of experience dominates the moods of moderate intensity and the states of a far-reaching emotional indifference, namely, the states in which the functional sequence of certain actions or a specific occurrence is experienced in particular, the attention being directed to such sequences.

Keywords: Horse, behaviour, emotional states, well-being, indicators for well-being, comfortability of live, quality of live, evolutionary biology, function of emotional states, determination of behaviour

Zitation: Meyer H. (2017) Zum bio-logischen Verständnis der Befindlichkeiten des Pferdes. *Pferdeheilkunde* 33, 472-481; DOI 10.21836/PEM20170508

Korrespondenz: Prof. Heinz Meyer, Am Wisselsbach 22, 52146 Würselen

Im Verhalten der Pferde vergleichsweise einfache Indikatoren zu finden, die – ohne die Analyse der biochemischen Prozesse sowie der Gehirnaktivitäten – zuverlässig über das Ausmaß von Wohlbefinden respektive das Ausmaß von Unwohlsein als aktuelle Befindlichkeiten informieren, gehört derzeit zu den Zielen der Forschung verschiedener Verhaltenskundler. Den Schwerpunkt solcher Arbeiten bilden speziell die Anzeichen für das als "positiver emotionaler Status" verstandene Wohlbefinden (Manteuffel 2006, 9 ss.; Boissy et al. 2007, 375

ss.). Zu einem eher skeptischen Urteil über die Chancen, derartige Verhaltensweisen zu ermitteln, gelangten Zeitler-Feicht und Baumgartner (2016, 501 et 504) nach der Sichtung der in der verhaltenskundlichen Literatur gemachten Aussagen zu den Verhaltensweisen der Funktionskreise Sozial-, Spiel-, Erkundungs- und Komfortverhalten: Unter dem Aspekt der Validität und der Praktikabilität könne "lediglich die affiliative Verhaltensweise Zusammen sein ... ein potentieller Indikator für Wohlbefinden beim Pferd sein". Alle anderen Kurzzeitakti-

vitäten seien "in ihrer Aussagekraft nicht eindeutig einem positiven emotionalen Status zuzuordnen". Darüber hinaus könnten sie "nicht zuverlässig genug in einer begrenzten Beobachtungszeit erhoben" werden.

Bedingte Zuversicht verrieten *Zeitler-Feicht* und *Baumgartner* (2016) allerdings insofern, als sie weitere Untersuchungen für erforderlich hielten, um "Zusammen sein als validen Indikator für Wohlbefinden in einem Bewertungssystem integrieren zu können". Diese Aussicht begründeten die Autoren unter anderem mit der Feststellung, aus der Nutztierhaltung sei bekannt, dass sich "kurzfristig auftretende Verhaltensweisen als Indikatoren zur Beurteilung des Wohlbefindens eignen können". Die Essenz dieser Aussage relativierten *Zeitler-Feicht* und *Baumgartner* freilich wieder, und zwar mit der Anmerkung, bei den Erhebungen an landwirtschaftlichen Nutztieren habe sich gezeigt, dass "nicht wenige der Kurzzeitaktivitäten nur scheinbar valide" seien. Zudem wiesen *Zeitler-Feicht* und *Baumgartner* (2016) auf Stimmen hin, nach denen die wissenschaftliche Zugänglichkeit des Wohlbefindens "zum einen durch die meist zeitlich begrenzte, vorübergehende Ausprägung positiver Empfindungen und zum anderen durch die zum Teil unsicheren ethologischen und physiologischen Anzeichen erschwert" werde.

Die Praktikabilität der Indikatoren

Die gesuchten Indikatoren für das Wohlbefinden sollen, so *Zeitler-Feicht* und *Baumgartner* (2016) in Übereinstimmung mit anderen Autoren, zuverlässige, nämlich valide und reliable, Informationen liefern. Darüber hinaus wurde und wird, wie gesagt, in den angesprochenen verhaltenskundlichen Untersuchungen von den gesuchten Anzeichen für das Wohlbefinden verlangt, "praktikabel erfassbar" zu sein. Der Inhalt des Begriffs "praktikabel erfassbar" blieb und bleibt meist allerdings relativ unbestimmt. Die in der Nutztierhaltung verwendeten Indikatoren dieser Art wurden als "kurzfristig auftretend" beschrieben. Die indirekten Aussagen über diese Indikatoren legen nahe, dass in der Regel im häufigen Auftreten eine Bedingung für die praktikable Erfassbarkeit gesehen wird, und zwar im häufigen Auftreten der Indikatoren in Verbindung mit geringem methodischem Aufwand bei deren Identifizierung.

Als besonders praktikable Indikatoren für Befindlichkeiten wurden in den letzten Jahren unter anderem die Mimik des Pferdes und deren Veränderungen beschrieben: Die Entwicklerin und Entwickler der "Horse Grimace Pain Scale" (*Minero et al.* 2013,13) erläuterten die Leistungsfähigkeit dieses Verfahrens zur exakten Feststellung der aktuellen Mimik und ihrer Modifikation sowie zur (auf diesen Feststellungen basierenden) validen und reliablen Diagnose von psychischen Zuständen des Schmerzes und des Wohlbefindens. *Minero et al.* stellten die "Horse Grimace Pain Scale" als ein leicht erlernbares und ohne großen Zeitaufwand in der veterinärmedizinischen Praxis anwendbares Verfahren dar, als eine vielversprechende Alternative zur üblicherweise wenig exakten Beschreibung und Interpretation der Mimik des Pferdes.

Kritisch ist gegenüber einem solchen Anspruch zu respektieren: Die noch so präzise und objektive Feststellung mimischer Veränderungen erlaubt keine eindeutigen Aussagen über die mit ihnen einhergehenden Befindlichkeiten. Zudem lässt sich

bezweifeln, dass die (besonders detailgenau festgestellten) Veränderungen im Gesicht beziehungsweise in der gesamten Kopfpartie des Pferdes Aussagen über die Befindlichkeiten gestatten, die über die Deutung des üblicherweise verstandenen "Ausdrucks" (*Schäfer* 1974, 182 ss., *Fraser* 1992, 189 ss.; *Meyer* 1997, 617 ss.; 1999, 211 ss.; 2000, 61 ss.; *Bohnet* 2007, 91 ss.; 2010, 70 ss.; *Zeitler-Feicht* 2001, 145 ss. et passim; 2013, 222 ss.) und über die Deutung der Veränderungen der "Erregung" und des gesamtkörperlichen Muskeltonus hinausreichen. Dieser Zweifel basiert vor allem auf der Überzeugung, unterschiedliche Modi der Befindlichkeit seien in der Regel mit bestimmten Veränderungen des Ausmaßes der "Erregung" sowie mit Veränderungen des Muskeltonus und der Haltung verbunden, ferner auf der Überzeugung, eine weitgehend verlässliche Identifikation einer bestimmten Befindlichkeit lasse sich in der Regel – das heißt, abgesehen von den mit einem besonders markanten und auffälligen Verhalten assoziierten Befindlichkeiten starker Intensität – nur über die Synopse verschiedener Symptome beziehungsweise über die Deutung einer komplexen Verhaltenssequenz erreichen.

Introspektion, Information und Beobachtung

Menschen kennen Befindlichkeiten aus ihrem eigenen Erleben. Die Mitmenschen berichten von psychischen Zuständen und Prozessen. Grundsätzliche Zweifel am Erleben der Artgenossen stellen sich in der Regel nicht ein, und zwar trotz des Argwohns gegenüber manchen Bekenntnissen bestimmter Erlebnisse. Die Existenz, die speziellen Modi und die Intensitäten der Befindlichkeiten von Tieren sind demgegenüber prinzipiell problematisch, dem Menschen nämlich weder durch Introspektion noch durch Berichte zugänglich. Gleichwohl ist die Mehrzahl der Menschen von der Existenz sowie von einer partiellen oder auch weitgehenden Erkennbarkeit des Erlebens von Tieren, speziell von "höher" organisierten Tieren, überzeugt. Diese Überzeugung beruht auf dem vom Verhalten eines Tieres in einer bestimmten Situation ausgehenden spontanen Eindruck, nämlich darauf, dass das Verhalten des Tieres dem Menschen – jedenfalls der Mehrzahl der Menschen – unmittelbar die (unausweichliche) Überzeugung vermittelt, es sei mit einem bestimmten Erleben verbunden, es entspreche diesem, werde – wie das analoge Verhalten des Menschen – von einem bestimmten Erleben veranlasst.

Die beim Tier unterstellte Verknüpfung von Verhalten und Erleben resultiert gewiss in der Regel nicht aus einem (rationalen) Schlussverfahren. Sie stellt vielmehr, wie gesagt, eine spontane und quasi unausweichliche Anmutung dar. Gegenüber der verbreiteten Erläuterung des Urteils über die Befindlichkeit eines Tieres als des Resultats eines Schlussverfahrens, nämlich des sogenannten "Analogie-Schlusses", ist anzumerken: Beim genuinen "Analogie-Schluss" wird von bestimmten zwischen zwei Phänomenen existierenden Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten ausgegangen und auf weitere Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten "geschlossen". Das heißt: Von den bekannten Eigenschaften eines Phänomens leitet man zur Existenz entsprechender Eigenschaften bei einem ähnlichen Phänomen über. Bei den Eigenschaften, die man derart ermittelt, handelt es sich in der Regel um solche, die sich mit den allgemein verfügbaren Methoden der Wahrnehmung nicht oder nicht direkt erkennen lassen.

Spontaneität und rationales Vorgehen

Die Ermittlung der Befindlichkeiten der "höher" organisierten Tiere auf ein "Schließen" respektive einen "Schluss" zurückzuführen, erweckt also den Eindruck, die Analogien zwischen Mensch und Tier würden aufgrund eines rational geleiteten und so auch abgesicherten diskursiven Prozesses festgestellt. Dieser Eindruck verzeichnet die Wirklichkeit insofern, als die Ähnlichkeiten bei der Beobachtung des Verhaltens von Mensch und Tier sich in der Regel gleichsam aufdrängen, nämlich, wie gesagt, spontan in den Blick geraten und/oder erlebt werden. Mit dem Rekurs auf morphologische Strukturen, physiologische Prozesse und spezielle Abläufe des Verhaltens "rational" absolvierte "Schluss"verfahren werden üblicherweise erst nach dem spontanen Erleben und aufgrund der spontan sich einstellenden Überzeugungen angestrengt, und zwar zu deren Bestätigung, also zur Rechtfertigung des spontanen Eindrucks (Meyer 1999, 199; 2014, 311 ss.).

Mit besonderem Nachdruck hatte Lorenz (1963, 360) den unvermittelten Verlauf der zur Diskussion stehenden "Erkenntnis" erläutert: Das "Wissen um das subjektive Erleben" der Mitmenschen und das in der Auffassung des Verhaltensforschers diesem Erleben "nahe verwandte" Erleben der höher organisierten Tiere beruhe nicht auf "Schlüssen". Solches "Wissen" sei vielmehr ein "unentrinnbarer Denkwang", eine "echte apriorische Notwendigkeit des Denkens und der Anschauung, ebenso evident wie irgendein Axiom".

Aus rationalen Erwägungen resultieren demgegenüber, wie gesagt, die Zweifel am Zutreffen der vom spontanen Eindruck überzeugend nahegelegten Verbindung von Verhalten und Erleben, häufig Zweifel, die vom Scheitern des Bemühens ausgehen, eine solche Verknüpfung verlässlich zu beweisen. Zweifel werden gleichfalls angesichts eines wenig markanten Verhaltens geweckt und/oder bestärkt, nämlich bei der Konfrontation mit einem Verhalten, das die Existenz einer bestimmten Befindlichkeit nicht mit der vom "auffälligen" Verhalten ausgehenden und als "zwingend" beschriebenen Überzeugungskraft nahelegt.

Gegen die rational rechtfertigten Zweifel spricht allerdings eine andere Überzeugung, nämlich die als "einleuchtend" erlebte und auch durch Argumente gestützte Annahme, mit der Unterstellung von Befindlichkeiten ließen sich weite Bereiche des Verhaltens von Tieren bestimmter Organisationshöhe mit geringeren Zusatzannahmen erklären als mit dem Verzicht auf diese Annahme. In die genannte Überzeugung geht die in diversen Bereichen auffallende Ähnlichkeit der Verhaltensweisen von Mensch und Tier ein. Zudem legen häufig insbesondere markante Verhaltensweisen von Tieren die Existenz verhaltensbestimmender Befindlichkeiten nahe, beim Pferd zum Beispiel die Veränderung des üblichen Bewegungsablaufs aufgrund der Unterbindung der Belastung einer erkrankten Gliedmaße, ebenfalls die bei hohem Muskeltonus erfolgende Flucht im Fall der Konfrontation mit einem unvertrauten Gegenstand beträchtlicher Dimension und auch die bei einem hohen Grad der "Erregung" erfolgende Annäherung des Hengstes an eine rossige Stute. Die genannten Modi des Verhaltens heben sich auffallend vom üblichen Verhaltensablauf, nämlich vom ohne ausgeprägte Befindlichkeiten absolvierten Verhalten, ab. Speziell im Hinblick auf die Abfolge der verschiedenen Segmente der Aktionen sowie im Hinblick auf den Level der körperlichen

"Anspannung" beeindruckt die genannten Verhaltensweisen eines Equiden durch auffallende Übereinstimmungen mit dem analogen Verhalten des homo sapiens. Insbesondere die markanten Verhaltensweisen dieser Art legen die Annahme von bei Mensch und Tier grundsätzlich ähnlichen verhaltensbestimmenden Befindlichkeiten nahe.

Die Diagnose von physischen und psychischen Defiziten

In den aktuellen Forschungen verschiedener Verhaltenskundler ersetzt die Erläuterung valider, reliabler und praktikabler Hinweise auf Befindlichkeiten, insbesondere auf ausgesprochen angenehme Befindlichkeiten, zunehmend die Diagnose von physischen und psychischen Defiziten der Gesundheit und der Integrität, nämlich die Diagnose von Schäden, Schmerzen, Ängsten und/oder Leiden. Das bedeutet: Diverse Forschungen thematisieren nicht länger den Nachweis von Beeinträchtigungen des Lebens; sie bemühen sich vielmehr um die abgesicherte Dokumentation des Tierwohls respektive des "Wohlbefindens" als eines ausgesprochen "positiven emotionalen Status" (Manteuffel 2006, 11; Boissy et al. 2007, 379).

In nicht wenigen Erörterungen wird der Begriff "Wohlbefinden" freilich nicht eindeutig verstanden, mit ihm nämlich nicht unmissverständlich ein ausgesprochen "positiver" emotionaler Zustand bezeichnet. Für eine undifferenzierte Identifizierung dieses Zustandes und die ihr entsprechende undifferenzierte Verwendung des Begriffs "Wohlbefinden" ist die intransparente Verknüpfung der Befindlichkeit mit einem körperlichen Zustand symptomatisch. Die begrenzte Präzision bei der Benutzung der verschiedenen Begriffe bedingt zudem nicht selten Formulierungen, die den Eindruck erwecken, die Begriffe "Tierwohl", "Tiergerechtigkeit" oder "Welfare" seien als Synonyme zum Begriff "Wohlbefinden" zu verwenden.

Anders als mit solchen mehrdeutigen Aussagen lässt sich dem Spezifischen von Befindlichkeiten nur gerecht werden, wenn man diese eindeutig von den somatischen Zuständen und Prozessen abhebt und speziell das Wohl-befinden als einen über die Unterbindung respektive den Abbau physischer und psychischer Belastungen hinausgehenden, nämlich ausgesprochen "positiven" respektive "angenehmen" psychischen Zustand begreift. Beim Menschen sieht man einen solchen Zustand vor allem in der "Freude", in der "Fröhlichkeit", in der "Lust", im "Vergnügen", im "Spaß", in der "Begeisterung" und/oder im "Glück".

Unmissverständlich ist der psychische Zustand eines Tieres zudem von Beschaffenheiten seiner Haltung und seiner Nutzung abzuheben, nämlich von Beschaffenheiten, von denen angenommen wird, sie wirkten sich in Befindlichkeiten aus, förderten oder beeinträchtigten diese. Das heißt auch: Bei konsequenter Auffassung des Wohl-"befindens" als eines psychischen Phänomens ist dieses eindeutig von Zuständen und Prozessen körperlicher Gesundheit respektive Krankheit zu unterscheiden. Unerlässlich ist diese Abhebung natürlich auch beim Pferd, weil bei diesem – ebenso wie bei anderen psycho-physisch existierenden Organismen – eine stets konvergente Entwicklung des somatischen und des psychischen Zustandes nicht zu unterstellen ist. Die psychologische Analyse aktueller Befindlichkeiten lässt sich somit durch Aussagen, die auf die sogenannte "Tiergerechtigkeit" der Haltung und/oder der Nutzung rekurrieren,

oder von Statements über das (mit bestimmten Modi der Haltung und/oder der Nutzung erläuterte) "Tierwohl" nicht ersetzen. Darüber hinaus bedient man sich der Begriffe "tiergerecht" und "artgerecht" meist zur Rechtfertigung bestimmter Interessen, nämlich insofern, als man mit diesen Bestimmungen in der Regel Modi der Haltung und der Nutzung qualifiziert, die man als notwendige und hinreichende Bedingungen für das Wohlbefinden eines Tieres ansieht, von denen man also annimmt, ohne "weitgehende" physische und/oder psychische Belastungen für das Tier praktiziert zu werden, die man insofern zumindest als "akzeptabel" und "zumutbar" beurteilt.

Der Zugriff des Menschen

Ihrer ideologischen Orientierung entsprechend, lassen die mit den Begriffen "tiergerecht" und "artgerecht" bestrittenen Argumentationen meist übersehen: Die Haltung und die Nutzung eines Pferdes beruhen – wie die Haltung und die Nutzung anderer Tiere – auf einem "Zugriff" des Menschen. Dieser ist aus moralischer Sicht problematisch, jedenfalls nicht allgemeinverbindlich legitimierbar. Die Bereitschaft, sich eines anderen Lebewesens und speziell eines Lebewesens anderer Art zu bemächtigen, resultiert aus den Bedürfnissen und den Interessen, aus den physischen und den psychischen Vermögen des homo sapiens. Die Überzeugung, die Haltung und die Nutzung eines Pferdes artgerecht betreiben zu können und betreiben zu müssen, unterstellt das Verständnis des Zugriffs des Menschen als eines üblichen, legitimen und ethisch akzeptablen Ereignisses im natürlichen Lebensprogramm eines Equiden.

Schränkt man den Blick auf die Pferde als eine von anderen Arten unabhängige Spezies ein, ignoriert man also die im Biotop "der Pferde" lebenden Organismen anderer Art, dann liegt es nahe, die autonome Entfaltung im ursprünglichen Lebensraum als das "artgerechte" natürliche Dasein eines Equiden zu verstehen und die Haltung sowie die Nutzung durch den Menschen als eine diese Entfaltung unterbindende und insofern artwidrige Maßnahme aufzufassen. Respektiert man demgegenüber die Existenz des Pferdes in einem unter anderem mit feindlichen Lebewesen geteilten Biotop sowie die begrenzten Flucht-, Verteidigungs- und Angriffsvermögen des Equiden, dann ist es – unabhängig von moralischen Vorbehalten – als eine integrale Komponente des natürlichen Lebensprogramms dieser Art zu respektieren, von Artfremden als Beute genutzt zu werden, und zwar zum Zweck von deren Ernährung und/oder zu anderen Zwecken.

Als Fressfeinde des Pferdes agierten und agieren unter anderem die Menschen, und das vermutlich seit den frühen Stadien ihrer Entwicklung. Deutlich jünger als der ursprüngliche, in beschränktem Ausmaß weiterhin praktizierte Modus der Nutzung durch den als Wildbeute existierenden Menschen ist der differenzierte Einsatz des Pferdes als Zug- und als Tragkraft. Die Behandlung des Equiden als (eiweißreiche) Nahrung bestimmte die Geschichte der Mensch-Pferd-Beziehung somit länger respektive weitergehend als der Einsatz vor dem Wagen und unter dem Sattel. Die bei der derzeit vorherrschenden Nutzung verbreitete "kameradschaftliche" Behandlung des Pferdes durch den Menschen relativiert die Funktion "Beute" zwar, sie hebt diese aber nicht grundsätzlich auf. Sich – unabhängig von moralischen Vorbehalten – zur Fri-

stung und zur luxurierenden Gestaltung seines Daseins anderer Organismen und speziell Organismen anderer Art zu bedienen, gehört aufgrund der physischen Fähigkeiten sowie der psychischen Dispositionen des homo sapiens zu dessen artgerechtem Verhalten. Aus diesem Programm ist allerdings gleichfalls nicht ausgeschlossen, von anderen Organismen und speziell von Organismen anderer Art als "Beute" aufgefasst und behandelt zu werden. Die Funktion "Beute" bestimmt das Dasein des Menschen aber – gleichfalls aufgrund von dessen physischer und psychischer Ausstattung – in sehr viel anderer Weise und in sehr viel größerem Ausmaß als das "artgerechte" Dasein eines Pferdes.

Der glückliche Athlet

Ebenso wie mit dem Begriff "Tiergerechtigkeit" wird mit dem Begriff "Tierwohl" häufig in ideologischer Absicht argumentiert, bezeichnenderweise ebenfalls häufig ohne den Inhalt dieses Begriffs – zum Beispiel "physische Gesundheit" oder "Wohlbefinden" oder "physische und psychische Gesundheit" oder "physische Fitness und angenehme Befindlichkeit" – eindeutig zu bestimmen. De facto werden mit dem Hinweis auf das arrangierte oder das zu gewährleistende "Tierwohl" meist bestimmte Maßnahmen der Haltung und/oder der Nutzung als akzeptabel, zumutbar und gerechtfertigt dargestellt, das heißt auch, in ihrer moralischen Problematik kaschiert.

Für eine solche Absicht und eine solche Praxis ist die von der Internationalen Reiterlichen Vereinigung (Fédération Equestre Internationale, FEI) vorgegebene Diagnose der Befindlichkeit eines Dressurpferdes in der Ausbildung und nach dieser exemplarisch: Als die übliche Auswirkung der Schulung des Equiden unter dem Sattel sowie der gesamten Bewegungsentfaltung nach der Schulung unterstellt der internationale Verband eine Art Funktionslust. In der seit 2003 gültigen Fassung des Artikels 401 des Reglements "Dressur" verlangt die Organisation von dem im Wettkampfsport eingesetzten Dressurpferd nämlich nicht nur "Geschmeidigkeit", "Losgelassenheit", "Eifer", "Vertrauen" und "Aufmerksamkeit"; als den zentralen Inhalt der "Dressur" bestimmt sie vielmehr vor allem die (im Verlauf einer harmonischen Ausbildung erreichte) Entwicklung des Pferdes zu einem "glücklichen Athleten" ("happy athlete"). Derart versteht die FEI das genuine Ziel der Ausbildung gleichfalls, wenn sie die angeführten speziellen Eigenschaften des Dressurpferdes, nämlich Geschmeidigkeit, Lockerheit, Elastizität, Eifer, Vertrauen, Aufmerksamkeit sowie die perfekte Verständigung mit dem Reiter, nicht als die Grundlage für dessen "Glücklich"sein, sondern als die Auswirkungen von dessen "Glücklich"sein darstellt. Eine solche – wohl von naiven Annahmen über das menschliche "Glück" ausgehende – Definition mag dem (unter anderem in der Produktwerbung eingesetzten) "Bild" des Reitsports dienen, die eindeutige und nachvollziehbare Bestimmung des Inhalts der Ausbildung des Pferdes leistet sie gewiss nicht.

Abgesicherte und wahrscheinlich zutreffende Aussagen

Das prinzipielle Problem, von beobachtbaren (raum-zeitlichen) Verhaltensweisen auf psychische Zustände oder Prozesse zu schließen, blieb und bleibt in den Erörterungen über valide, reliable und praktikable Indikatoren für das Wohlbefinden des

Pferdes meist nicht hinreichend kritisch berücksichtigt. Übersehen wurde und übersehen wird häufig: Insbesondere "einfache" Verhaltensweisen, die bestimmte psychische Vorgänge oder Zustände eindeutig und überprüfbar anzeigen, sind im Rahmen einer kritischen Wissenschaft nicht zu ermitteln.

Für die kritische Wissenschaft bedeutet die Validität eines Indikators, dass dieser kontrollierbar für das steht, für das zu stehen, er vorgibt. Die Reliabilität besagt im Rahmen der kritischen Wissenschaft, dass ein bestimmter Indikator im Urteil verschiedener Beobachter respektive bei wiederholter Beobachtung denselben Sachverhalt anzeigt. Bei der aus dem beobachtbaren Verhalten erfolgenden Ermittlung bestimmter psychischer Zustände oder Prozesse lassen sich diese Anforderungen einer exakt betriebenen Wissenschaft nicht zuverlässig erfüllen. Daraus resultiert: Differenzierte Statements zu bestimmten aktuellen Befindlichkeiten reichen über den Modus wahrscheinlicher Aussagen nicht hinaus. Dies ist – aufgrund der Irrtumsanfälligkeit der spontanen Eindrücke sowie aufgrund der mit den sogenannten "Analogieschlüssen" häufig verbundenen Mehrdeutigkeit – bei den Urteilen über die Befindlichkeiten von Tieren und speziell von Pferden in noch weitergehender Art und noch weitergehendem Ausmaß als bei den Aussagen über das Psychische der Mitmenschen der Fall.

Mit dem Hinweis auf verschiedene konkrete Verhaltensweisen lassen sich die gewiss nicht selten bestehenden Unsicherheiten beim Urteil über die Befindlichkeiten von Mensch und Tier deutlich machen: Welche Befindlichkeit soll man zum Beispiel bei einem Pferd annehmen, das auf der Weide das Gras unterbricht und über eine beträchtliche Zeit in einem Abstand von 30–40 Meter zu seinem Artgenossen steht, und zwar ohne augenscheinlichen Kontakt zu diesem sowie ohne sichtliche Ausrichtung seiner Aufmerksamkeit auf die Umgebung. Die Bestimmung des Zustandes dieses Pferdes als "Dösen" macht keine explizite Aussage über das Wohlbefinden. Implizit unterstellt sie dem Equiden freilich – neben diffusen mentalen Inhalten und/oder Prozessen – einen indifferenten emotionalen Zustand, nämlich die Inexistenz einer ausgesprochen angenehmen und ebenfalls die Inexistenz einer ausgesprochen unangenehmen Befindlichkeit.

Und: Welche gegenseitigen Empfindungen darf man bei zwei Pferden vermuten, die in der Regel in relativ weitem Abstand (häufig etwa 40 Meter, nicht selten auch mehr) voneinander grasen, auch in relativ weitem Abstand voneinander ruhen und so den Eindruck geringer "psychischer Nähe" vermitteln, bei der getrennten Verbringung auf zwei 300m voneinander entfernte Weiden dann aber eine über Stunden anhaltende respektive sich wiederholende Unruhe und Erregung – mit Wiehern und Hinundherlaufen bei hohem, den gesamten Körper umfassenden Muskeltonus – zeigen.

Und: Affiliative Verhaltensweisen und deren Ausbleiben können beim Menschen ebenfalls psychologisch mehrdeutig sein, das heißt auch, von unterschiedlichen Befindlichkeiten ausgehen: Das gegenseitige Aufsuchen von Verliebten in der Phase ihrer Begeisterung zum Beispiel resultiert in der Regel aus dem Erleben affektiv-emotionaler Nähe, allerdings aus einem Erleben, das nicht selten die Angst vor dem Verlust des Partners einschließt. Demgegenüber neigen manche gealterte Paare zur Affiliation, weil sie in dieser Beziehung Sicherheit sowie die Stabilität vertrauter Lebensumstände und Lebensab-

läufe erleben, und zwar trotz gegenseitiger psychischer Entfremdung und gegenseitiger emotionaler Distanz.

Psychologie und Verhaltensforschung

Die Unsicherheiten bei der Ermittlung der Befindlichkeiten des Menschen veranlassten seit der zweiten Hälfte des 19. und vor allem seit dem ersten Drittel des letzten Jahrhunderts nicht wenige Psychologen dazu, sich auf das vergleichsweise zuverlässig beobachtbare Verhalten zu beschränken, nämlich die Psychologie durch den Behaviorismus zu ersetzen. Mit analoger Argumentation wurde die Tierpsychologie durch die Verhaltensforschung abgelöst, dies vor allem im zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts. Konsequenter und rigoros erfolgte die Substitution häufig allerdings nicht. Zahlreiche Forscher hielten nämlich – ausgesprochen oder implizit – an der Überzeugung fest, psychische Zustände und Prozesse seien nicht gänzlich zu vernachlässigen, weil sie existierten und das Verhalten weitgehend bestimmten. Bezeichnenderweise fanden und finden sich in den Erörterungen der mit dem Menschen beschäftigten Ethologen ebenso wie in den Beschreibungen der Aktionen bestimmter Tierarten immer wieder Aussagen über das psychische Geschehen. Nicht selten wurden und werden Feststellungen dieser Art als solche der Verhaltenskunde deklariert, obwohl sie über diese prinzipiell hinausgehen, nämlich psychologische darstellen.

Die Akzeptanz des begrenzt Abgesicherten

Der Verzicht auf die kritische Reflexion der grundsätzlichen Problematik der Ermittlung des Erlebens von Mensch und Tier sowie die Annahmen über den Einfluss des Psychischen auf das beobachtbare Verhalten veranlassten und veranlassen weiterhin dazu, nach der Existenz valider, reliabler und praktikabler Indikatoren für die Befindlichkeiten von Mensch und Tier zu fragen, auf tragfähige Antworten zu hoffen oder solche von der Intensivierung der Forschung zu erwarten. Von der Existenz und der Auffindbarkeit häufig auftretender, zuverlässiger sowie ohne besonderen methodischen Aufwand und ohne spezielle Schulung dekodierbarer Indikatoren auszugehen, besagt, in der Ermittlung solcher Anzeichen des Verhaltens nicht ein grundsätzliches, sondern ein praktisches Problem zu sehen. Diese Auffassung ist – abweichend von der Respektierung der skizzierten prinzipiellen Problematik – weit verbreitet. Die insbesondere von psychologischen Laien geteilten Unterstellungen und Erwartungen resultieren, wie gesagt, aus der erfahrenen, der gespürten und/oder der mehr oder minder diffus angenommenen Relevanz von Befindlichkeiten für das Leben, für dessen Fortgang und für die Erklärung dieses Fortgangs.

Das – bereits seit der Antike beschriebene – Bemühen um die Ermittlung komplikationslos zugänglicher Indikatoren lässt sich von der offensichtlichen Schwierigkeit, solche Anzeichen zuverlässig zu verifizieren, häufig nicht beirren. Verbreitet ist dementsprechend ebenfalls die Neigung, den Anspruch auf valide und reliable Indikatoren durch die Bereitschaft zur Akzeptanz von leicht zugänglichen, aber nur begrenzt abgesicherten respektive nur anscheinend zuverlässigen Hinweisen zu ersetzen. Die ausgeprägte Intensität des Interesses fördert diese Bereitschaft auch derart, dass sie Nicht-Abgesichertes als verlässlich erscheinen und derart die Anerkennung von

Nicht-Abgesichertem nicht unterbinden lässt. Diese psychologische Technik profitiert unter anderem davon, dass die Validität und die Reliabilität diverser immer wieder angenommener Indikatoren sich nicht nur nicht verifizieren, das sie sich häufig auch nicht eindeutig falsifizieren lassen. Letzterer Umstand hilft unter anderem diversen selbsternannten Kennern und Deutern des seelischen Geschehens von Mensch und Tier. In früheren Epochen fanden nicht wenige dieser Kenner und Deuter auf Jahrmärkten und in eher geheimen Beratungen ihr Auditorium. Heute verkünden sie ihre Ansichten über das seelische Geschehen bei Mensch und Tier vornehmlich in den Massenmedien und in den diesen entsprechenden Bestsellern. Speziell die in solchen Publikationen gemachten Aussagen über das – meist in populärwissenschaftlicher Form und mit anthropomorphisierten Akzenten dargestellte (*Wohlleben* 2016, passim) – Erleben der Tiere gehen in der Regel weit über die Erkenntnisse hinaus, die eine kritisch absichernde Wissenschaft zu vermitteln vermag.

Ethische Anliegen und politische Projekte

Nach den verlässlichen einfachen Anzeichen für das Wohlbefinden von Tieren im allgemeinen und Pferden im besonderen wird meist auf der Basis bestimmter Annahmen und bestimmter Interessen gesucht. Nicht selten lässt die Forschung sich insbesondere von ethischen Anliegen und politischen Projekten in den Dienst nehmen, so von dem Programm, das Wohlbefinden als einen Dauerzustand von Tieren, insbesondere von den in die Obhut des Menschen genommenen Tieren, zu gewährleisten. Bei diesem tierethischen Ziel gewinnen die verlässlichen und praktikablen Indikatoren die Funktion, die aktuelle Befindlichkeit im Hinblick auf die postulierte Art und das postulierte Ausmaß des "Wohl"-seins zu ermitteln und auf dieser Basis die Bedingungen zu erläutern, die es gestatten, den gegebenen Zustand auf das geforderte Niveau zu bringen oder ihn auf diesem zu halten.

Das als Dauerzustand unterstellte oder explizit postulierte Wohlbefinden gehört, wie gesagt, zu dem idealen Bild, das ethisch empfindende Menschen von den in ihre Obhut genommenen Tieren zeichnen. Mit der nüchternen Deskription der biologischen Gegebenheiten und Gesetzmäßigkeiten, insbesondere mit der evolutionsbiologischen Analyse der Existenz und der Funktion von Befindlichkeiten, ist das als Dauerzustand angenommene Wohlbefinden allerdings nicht kompatibel. Affin ist das Konzept einer anhaltenden angenehmen Befindlichkeit demgegenüber den illusionären Vorstellungen der Spaßgesellschaft, nämlich dem Anspruch auf unaufhörliches, immer wieder belebtes und zielbewusst intensivierte Wohlbefinden, auch der Suche nach dem anhaltend ungetrübten Glück. Zudem entspricht das als Dauerzustand vorgestellte Wohlbefinden der Illusion eines idealen Endzustandes der individuellen Gestaltung der Umstände des Lebens, der sorgsam psychischen Diätetik, der kulturell-zivilisatorischen Entwicklung und/oder der ethischen Perfektionierung des in hinreichendem ökonomischem Wohlstand lebenden Menschen. Diese Illusion lässt sich als die profanierte Version religiöser Vorstellungen einer paradiesischen Vollkommenheit und einer erlösten Existenz von Mensch und Tier verstehen. Die paradiesische Vollkommenheit ist das Resultat der (im Alten Testament ebenso wie im Koran geschilderten) Erschaffung des Menschen durch einen gütigen Gott. Der Verlust des Wohlbefin-

dens entspricht – gemäß der jüdisch-christlichen Vorstellung – der Bestrafung des Menschen ob seines in der Erbsünde sich auswirkenden Ungehorsams, die Wiederherstellung eines anhaltend angenehmen Daseins der Erlösung durch den gütigen Gott respektive der am Ende der Tage mit der Nähe zu Gott erreichten Vollkommenheit. Zu den christlichen Ideen der Ausstattung der Kreaturen mit mehr oder minder angenehmen Befindlichkeiten ist freilich zu bedenken: Während die Menschen – gemäß dem Alten Testament (Genesis 3, 1 ss.) – den paradiesischen Heilszustand aufgrund der Sünde Evas und Adams verloren, stattete Gott die Tiere zu Gunsten des Wohls des Menschen mit belastenden psychischen Zuständen aus, nämlich mit Furcht und Schrecken: "Furcht vor euch und Schrecken sei bei allen Erdentieren, bei allen Himmelsvögeln, bei allem, was auf dem Erdboden kriecht, und bei allen Fischen des Meeres; in eure Hand sind sie gegeben." Bezeichnenderweise wurden die Tiere in diesem Zusammenhang dann auch als Nahrung des Menschen bestimmt: "Alles, was sich regt und lebendig ist, diene euch zur Nahrung; wie das Grünkraut gebe ich euch alles." (Genesis 9, 2 s.)

Die evolutionsbiologische Analyse

Ein merklich anderes Bild als das in den religiösen Illusionen vom ungetrübten, vom verlorenen und vom zurückgewonnenen Wohlbefinden kultivierte zeichnet die nüchterne evolutionsbiologische Analyse von der Entstehung und der Funktion der Befindlichkeiten. Diese Analyse respektiert die Organismen als Produkte des natürlichen Geschehens und als Systeme, die sich aufgrund von – auf das (Über)Leben sich auswirkenden – funktionalen Zusammenhängen entwickelten und weiterhin entwickeln. In funktionalen Kontexten bildeten sich unter anderem die Befindlichkeiten aus.

Von den heute vorherrschenden, vor allem im Hinblick auf den Menschen gemachten neurobiologischen Aussagen über die Phylogenese des Erlebens ist anzunehmen, dass sie die Entfaltung sowie die grundsätzliche Qualität des Psychischen auf prähominider Stufe in analoger Weise betreffen beziehungsweise diesen Bereich einschließen: Gemäß den neurobiologischen Erkenntnissen entwickelten die Befindlichkeiten sich – wie die Prozesse des Denkens – als (System)Eigenschaften komplexer Gehirnstrukturen. Als "die Leistung eines in der Evolution entstandenen biologischen Systems" bestimmte zum Beispiel *Wuketits* (1984, 41 et 87) "das menschliche Bewusstsein mit seinen Entäußerungen in der Sprache, Kunst, Schrift, Religion, Ethik". "Nervöse und zerebrale Vorgänge" seien "das unabweisbare Fundament des 'Bewusstwerdens' einer Spezies". Ein Lebewesen ohne spezifische Sinnesorgane, ohne nervöse Steuerungsmechanismen und ohne Bewusstsein kenne keine Empfindungen. Durch "neuronalen, im Laufe der Evolution entstandene Programme" werden, so *Pöppel* (1989b, 17), psychische Funktionen bereitgestellt. Die Verfügbarkeit dieser Programme sei "an die Integrität neuronaler Strukturen gebunden". Als "eine Teilmenge der Gesamtheit aller Hirnprozesse" verstand *Flohr* (1989, 61) die mentalen Phänomene.

Neuronale Prozesse und geistige Zustände

Angesichts alles verfügbaren Wissens erachtete *Roth* (1994, 277 s.) es als "vernünftig", von einer "im Rahmen der experi-

mentellen Überprüfbarkeit liegenden strengen Parallelität zwischen Mentalem und Neuronalem“ auszugehen. Man dürfe davon überzeugt sein, dass bestimmte neuronale Prozesse für das Auftreten geistiger Zustände “notwendig und hinreichend” sind. Die Unverzichtbarkeit neuronaler Prozesse für sämtliche psychischen Phänomene und Verhaltensleistungen konstatierte gleichfalls *Singer* (2003, 67). Gemäß der Diagnose der “Geistzustände” als “Hirnzustände” ist im Verständnis *Roths* (2003, 134 ss.) ebenfalls anzunehmen, “dass es das Merkmal bestimmter Zustände der Hirnrinde ist, bewusst erlebt zu werden, und dass sie in dieser Weise kausal wirksam sind”. Bewusstsein sei in diesem Sinne “ein physikalisch-physiologischer Zustand, wenn auch ein ganz einzigartiger”.

Prinzipiell war *Roth* (1994, 24) von einem “einheitlichen Wirkungszusammenhang der Phänomene unserer Welt” überzeugt. Ein konsequenter Dualismus, nämlich die Annahme einer wesensmäßigen Verschiedenheit von Gehirn und Geist, sei “mit dem heutigen naturwissenschaftlichen Weltbild” nicht vereinbar (p 284). Im Rahmen seines physikalischen Weltbildes verstand *Roth* den Geist folgerichtig als “einen physikalischen Zustand genauso wie elektromagnetische Wellen, Mechanik, Wärme, Energie”. Die “nicht-reduktionistische physikalische Methodologie” erlaube es, den Geist sowohl als einen mit physikalischen Methoden fassbaren Zustand anzusehen, als auch zu akzeptieren, dass “der Zustand Geist von uns als völlig anders erlebt” werde. Das verbinde das Verständnis des Geistes unter anderem mit dem des Lichts, der Härte von Gegenständen oder der Musik. Als physikalischer Zustand könne der Geist durchaus eigene Gesetze haben, nämlich “autonom” sein; er müsse dies aber nicht. Seine Gesetze dürften den Gesetzen der Physik allerdings nicht widersprechen; sie müssten mit diesen Gesetzen “kompatibel” sein (p 301 ss.).

Gegen einen “einheitlichen Wirkungszusammenhang der Phänomene unserer Welt” im Verständnis *Roths* und damit für einen Dualismus – respektive einen Pluralismus – mit der Annahme einer wesensmäßigen Verschiedenheit von Gehirn und Erleben hatten zuvor allerdings der (sich selbst als Agnostiker bezeichnende) Philosoph *Popper* und der (von der Existenz Gottes und des Übernatürlichen überzeugte) Gehirnphysiologe *Eccles* argumentiert. Sie hatten dementsprechend für die Theorie der “psychophysischen Wechselwirkung” plädiert, hatten ihre “dualistisch-interaktionistische Erklärung” aber als ein “weitgehend auf Vermutungen” gestütztes Votum verstanden und es für “unwahrscheinlich” gehalten, dass “das Problem jemals in dem Sinne gelöst werden könnte, dass wir diese Beziehung wirklich verstehen” (*Popper* und *Eccles* 1977, 13 ss.; *Popper* 1977, 188 ss.; *Eccles* 1977, 428 ss.). An der traditionellen dualistischen Theorie hatte gleichfalls *Lorenz* (1973, 226 s.) festgehalten. Nach seiner Auffassung können “die Eigengesetzlichkeiten des Erlebens ... grundsätzlich nicht aus chemisch-physikalischen Gesetzen und aus der wenn auch noch so komplexen Struktur der neurophysiologischen Organisation” erklärt werden. Der Leib-Seele-Hiatus war im Verständnis von *Lorenz* somit “unüberbrückbar”, und zwar im Gegensatz zu den beiden weiteren “großen Einschnitten im Schichtenbau der realen Welt”, nämlich dem Einschnitt zwischen dem Anorganischen und dem Organischen sowie dem Einschnitt zwischen Mensch und Tier. Für die letzteren beiden Bereiche seien “Übergangsformen” nicht nur denkbar, die zu bestimmten Zeitpunkten existierenden “Zwischenformen” vielmehr nachgewiesen.

Urteile im Hinblick auf den Bedarf und die Bedürfnisse

Die – hier als (System)Eigenschaften komplexer Gehirnstrukturen verstandenen – Befindlichkeiten wirken als Urteile, nämlich als Urteile, mit denen Organismen (bestimmter Entwicklungshöhe) affektiv-emotional auf das ihnen Begegnende reagieren, und zwar bei Respektierung ihrer angeborenen sowie ihrer erworbenen Dispositionen respektive auf der Basis ihres physiologisch bedingten Bedarfs und ihrer epigenetisch ausgebildeten Bedürfnisse. Die als affektiv-emotionale Reaktionen vollzogenen Urteile besagen, das Begegnende – in der Form von Befindlichkeiten – als “anzunehmend” respektive “angenommen” einerseits und als “nicht anzunehmend” respektive “nicht-angenommen” andererseits zu bestimmen. Die Befindlichkeiten etablierten sich derart als Faktoren, die das Verhalten steuern und so das Überleben fördern. Zu dieser Leistung sind die Befindlichkeiten speziell aufgrund ihrer polaren Qualifizierung als “angenehm” einerseits und “unangenehm” andererseits in der Lage. Die Determination durch die Befindlichkeiten besteht bald vor allem darin, zur Beendigung und/oder zum Meiden des von unangenehmen Befindlichkeiten begleiteten Verhaltens sowie der von unangenehmen Befindlichkeiten begleiteten Ereignisse zu veranlassen, bald vor allem darin, dazu zu animieren, die mit angenehmen Befindlichkeiten einhergehenden Verhaltenweisen beizubehalten oder zu wiederholen und sich dementsprechend auch bei den als angenehm erlebten Ereignissen so zu verhalten.

Die Befindlichkeiten entfalten sich freilich nicht nur in der skizzierten polaren Qualität; sie gewinnen zudem unterschiedliche Intensität, und zwar in der Regel mit der Konsequenz, dass die Zustände hoher Intensität das Verhalten in einem weitergehenden Ausmaß beziehungsweise mit größerer Zuverlässigkeit als die Befindlichkeiten geringer Intensität bestimmen. Insbesondere die unangenehmen Befindlichkeiten hoher Intensität gewährleisten weitgehend zuverlässig die Beendigung und/oder das Meiden der von ihnen begleiteten Verhaltensweisen und Ereignisse. Konträre Reaktionen werden – gleichfalls weitgehend verlässlich – von den intensiven angenehmen Befindlichkeiten ausgelöst.

Der Umstand, dass Verletzungen und Gefahren das Überleben grundlegend in Frage stellen und die Förderung des Daseins in der Regel unverzichtbar der Unterbindung von Verletzungen und Gefahren bedarf, bedingt den Vorrang der Vermeidung von Verletzungen und Gefahren bei der Sicherung des Überlebens (*Meyer* 2005, 563 s.). In diesem Sinne lässt sich insbesondere die Verbindung von Gefahren und Verletzungen mit ausgesprochen intensiven Befindlichkeiten unangenehmer Art als eine in der Regel effiziente, als eine “geniale” Errungenschaft der Natur deuten. Das heißt: Die Angst – mit der Folge des Ausweichens vor und der Unterbindung von Gefahren – und der Schmerz – mit der Folge der Verhütung von weiteren und weitergehenden Verletzungen – entwickelten sich als die biologisch besonders folgenreichen Befindlichkeiten. Diese Zustände gewannen und gewinnen jedenfalls in der Regel für das Überleben eine größere Relevanz als die angenehmen Befindlichkeiten in der speziellen Weise des Wohlseins, der Freude oder der Lust. Dieser Umstand stellt die Veranlassung der Fortsetzung und/oder der Repetition des von ausgesprochen angenehmen Befindlichkeiten begleiteten Verhaltens sowie die biologische Funktion dieses Einflusses auf das (Über)Leben nicht in Frage. In

exemplarischer Weise eindrucksvoll ist in diesem Sinne der Appell, der von der das sexuelle Verhalten prägenden Erregung ausgeht. Diese sichert – jedenfalls in ihrer ursprünglichen Funktion – die Fortpflanzung der Individuen und mit ihr das (Über)Leben der Art.

Die Intensität der Befindlichkeiten

Deutlich geringer als beim sexuellen Verhalten ist die Intensität der Befindlichkeit in der Regel beim üblichen Aufsuchen der Nähe zu sexuell nicht ansprechenden Artgenossen, ebenfalls bei der von den üblichen Gegebenheiten nicht abweichenden Futteraufnahme. Von "in der Regel" stattfindenden Verläufen und von "üblichen Gegebenheiten" ist hier unter anderem zu sprechen, weil die Intensität der mit den unterschiedlichen Verhaltensweisen verbundenen Befindlichkeiten unter bestimmten Bedingungen von der "Regel" abweicht, so zum Beispiel die Begeisterung des Hengstes, der innerhalb weniger Stunden ein zweites und ein drittes Mal einer Stute zugeführt wird. In der Weise des Intensitätszuwachses divergiert demgegenüber die "Fresslust" des Pferdes nach längerem Futterentzug von der üblichen Befindlichkeit, gleichfalls der soziale "Impetus" nach ausgedehnter sozialer Abstinenz.

Wechsel in der Intensität der mit den verschiedenen Verhaltensweisen verbundenen Befindlichkeiten machen insbesondere die Verläufe bedarfsnaher Befindlichkeiten deutlich. Die ausgedehnte Unterbindung eines bedarfsgerechten Verhaltens zum Beispiel bedingt, so die übliche Beobachtung und die psycho-logische Theorie, im Fall des erneut ermöglichten bedarfsgerechten Verhaltens in der Regel eine erhöhte Intensität der mit dem Verhalten verbundenen Befindlichkeit. Die Unterschiede der Intensität der Befindlichkeit lassen sich auf ein "inneres Milieu" zurückführen, das von der mehr oder minder regelmäßigen Ermöglichung des bedarfsgerechten Verhaltens bestimmt wird. Auch diese Verknüpfung ergibt sich, wie gesagt, allerdings nur "in der Regel", das heißt unter anderem, mit der Veränderung der "Attraktivität" der das Verhalten auslösenden Reize verschiebt sie sich. Der basale Bedarf "Nahrungsaufnahme" und die "Befriedigung" dieses Bedarfs durch das bedarfsgerechte Verhalten dokumentieren den Verlauf unterschiedlicher bedarfsabhängiger Intensitäten von Befindlichkeiten exemplarisch.

Generell wird die Praxis, Unterschiede in der Intensität der mit den verschiedenen Verhaltensweisen einhergehenden Befindlichkeiten zu konstatieren respektive anzunehmen, wie gesagt, von der bei den verschiedenen Umständen unterschiedlichen "Intensität" des Verhaltens der Pferde nahegelegt. Das heißt: Das mehr oder minder intensive, mehr oder minder markante, mehr oder minder offensichtliche Verhalten bestimmt des Menschen Annahme der mehr oder minder intensiven Befindlichkeit respektive des Menschen Überzeugung von einer solchen. Lassen sich offensichtliche und markante Verhaltensweisen nicht feststellen, wird das Urteil über die Existenz und die Intensität von Befindlichkeiten erheblich erschwert. In nicht wenigen Fällen reicht es nicht hinaus über eine Vermutung, die der Begründung weitgehend entbehrt. Bei dem ohne markante Modifikationen des Verhaltens verlaufenden Leiden, bei den ohne markante Modifikationen des Verhaltens verlaufenden Schmerzen und Ängsten, aber auch bei einem ohne offensichtliche Auswirkungen im Verhalten

"gegebenem" Wohlbefinden beruhen die Urteile über die Existenz und die Intensität der jeweiligen Befindlichkeit häufig auf ungerechtfertigten Annahmen und von Präjudizien diktierten Unterstellungen, auf diesen jedenfalls mehr als auf einem beschreibbaren Verhalten, dem – aufgrund erfahrener Zusammenhänge – die Leistung der zuverlässigen Indikation bestimmter Befindlichkeiten attestiert wird.

Zustände emotionaler Indifferenz

Das aus evolutionsbiologischen Überlegungen resultierende Verständnis veranlasst, wie gesagt, dazu, Befindlichkeiten in erster Linie als evolutionär ausgebildete psychische Reaktionen des Organismus auf bestimmte Zustände und Ereignisse zu begreifen, und zwar auf Zustände und Ereignisse, deren Existenz respektive deren Unterbindung das Leben fördert. Derart akzentuierte, (mit wechselnden Schwerpunkten) mehr oder minder lange anhaltende und mehr oder minder häufig sich wiederholende Befindlichkeiten unterscheiden sich – in Abhängigkeit von ihrer Intensität – mehr oder minder markant von den Zuständen weitgehender emotionaler Indifferenz respektive von den – meist unzureichend gewürdigten – Zuständen, in denen der Organismus sich vornehmlich auf bestimmte Verhaltensweisen beziehungsweise auf den Ablauf komplexer Verhaltenssequenzen konzentriert, und zwar ohne ausgeprägt "angenehme" oder ausgeprägt "unangenehme" Befindlichkeiten, jedenfalls ohne solche Befindlichkeiten von hoher Intensität.

Die evolutionsbiologische Analyse weist die Befindlichkeiten, wie ebenfalls bereits gesagt, als psychische Zustände aus, die das (Über)Leben fördern, und zwar aufgrund der optimierten Nutzung der artspezifischen Ressourcen des Biotops beziehungsweise aufgrund ihres Beitrags zur "Optimierung und Ökonomisierung" des Systems (Gutmann und Bonik 1981, 10 ss.). Diese Deutung ist unvereinbar mit der Interpretation der Befindlichkeiten als einer Ausstattung, die die Komfortabilität des Daseins der Organismen dauerhaft steigert, nämlich unabhängig vom Zweck des die Individuen und mit ihnen die Art betreffenden Überlebens.

Generell sprechen die bemerkenswerten Übereinstimmungen im Verhalten und in den angenommenen Befindlichkeiten des Menschen und der Tiere einer fortgeschrittenen Organisationshöhe für die Evolution des Erlebens in einem bestimmten Stadium der organischen Entwicklung, für die Evolution im Rahmen der prähominiden Ausbildung des Gehirns und für die Ausbildung als eine der verschiedenen (System)Eigenschaften der komplexen Strukturen des Gehirns.

Zustände von begrenzter Dauer

Aus der Sicht der Evolutionsbiologie stellen die Befindlichkeiten sich, so ist resümierend festzuhalten, als psychische Zustände dar, mit denen der Organismus gemäß seinen angeborenen sowie seinen erworbenen Dispositionen auf das ihm Begegnende reagiert und dieses vor allem affektiv-emotional als einerseits "an-ge-nem" und andererseits "un-ge-nem" kategorisiert. Die psychischen Zustände unterschiedlicher Intensität und unterschiedlicher Dauer fördern das (Über)Leben insbesondere insofern, als sie den Organismus dazu veranlassen, das durch unangenehme Befindlichkeiten

ausgezeichnete Verhalten zu beenden respektive zu meiden und das durch angenehme Befindlichkeiten qualifizierte Verhalten fortzusetzen und/oder zu wiederholen. Die verhaltensbestimmende Kraft der Befindlichkeiten ist im Fall ihrer hohen Intensität beträchtlich, im Fall geringer Intensität und geringer Dauer eher reduziert. Die verhaltensbestimmende Kraft der Befindlichkeiten geringer Intensität wächst in der Regel allerdings mit der Dauer ihrer Wirkung.

Verhaltensbestimmende Kraft gewinnen die Befindlichkeiten hoher Intensität vor allem derart, dass sie als affektiv-emotionale Beurteilung von Begegnendem (nur) bei entsprechenden Gelegenheiten virulent werden und sich markant vom üblichen Verlauf des Erlebens abheben. Den üblichen Verlauf des Erlebens bilden die Befindlichkeiten mäßiger Intensität und die Zustände einer weitgehenden emotionalen Indifferenz.

Grundsätzlich sind die in psychischen Zuständen bestehenden Reaktionen auf das Resultat der Beurteilung von Begegnendem somit von begrenzter Dauer. Nur die begrenzte Dauer bestimmter Zustände ermöglicht es nämlich, der Veränderung des Verhaltens und der Umstände mit der Veränderung der Befindlichkeiten zu entsprechen beziehungsweise auf die Veränderung von Befindlichkeiten mit der Veränderung des Verhaltens und/oder der Umstände zu reagieren. Insofern setzt die lebensförderliche Funktion der Befindlichkeiten deren Varianz respektive deren – von der Veränderung des Verhaltens bestimmte – Modifikabilität voraus.

Die evolutionsbiologischen Überlegungen entlarven die Vorstellung der Dauerpräsenz ausgesprochen angenehmer oder ausgesprochen unangenehmer Befindlichkeiten und insbesondere den Anspruch auf ein ohne Ablass fortwirkendes Wohlbefinden somit als eine mit den Funktionen des (Über)Lebens unvereinbare Illusion. Mit diesen Überlegungen ist damit auch die Erwartung des vergleichsweise häufigen Auftretens valider und reliabler Indikatoren für ein ausgeprägtes Wohlbefinden unvereinbar. Eine solche Erwartung setzt nämlich die vergleichsweise häufige oder gar andauernde Existenz eines ausgeprägten Wohlbefindens voraus. Zudem geht sie – trotz des prinzipiellen Problems der Erkennbarkeit des Psychischen – von der Diagnostizierbarkeit des Wohlbefindens unterschiedlicher Intensität aus. Speziell im Fall geringer Intensität der angenehmen Befindlichkeit und bei der dieser entsprechenden Absenz eines markanten Verhaltens reicht die Erkenntnis häufig nicht über eine wenig abgesicherte Vermutung hinaus.

Die Kultivierung von Befindlichkeiten

Die originäre Funktion der Befindlichkeiten, das Leben bald durch die Unterbindung, bald durch die Bestärkung bestimmter Verhaltensweisen zu fördern, schließt bei Mensch und Tier nicht aus, den Zusammenhang von Befindlichkeiten und Handlungen quasi umzukehren und die Kultivierung von Befindlichkeiten zu verselbständigen: Die Existenz von Befindlichkeiten sowie ihre polare Qualifizierung als „angenehm“ einerseits und „unangenehm“ andererseits begründen die Neigung der (vergleichsweise differenziert strukturierten) Organismen, angenehme Befindlichkeiten auszubilden und/oder zu intensivieren, unangenehme zu unterbinden und die Verhaltensweisen zu wählen respektive zu meiden, die mit den angestrebten respektive den unerwünschten Befindlich-

keiten verbunden sind, das heißt, aus denen solche Befindlichkeiten resultieren.

Nicht wenige Menschen konkretisieren die skizzierte Neigung mit dem Bemühen um die möglichst weitgehende Vermeidung belastender Befindlichkeiten und um die Maximierung sowie die Intensivierung des Spaßes und der Lust, auch mit der Suche nach dem vollkommenen und in dieser Beschaffenheit anhaltenden Glück. Pferde agieren prinzipiell nicht anders. Angenehme Befindlichkeiten intensivieren sie zum Beispiel dadurch, dass sie das Krippenfutter dem Heu und dem Stroh vorziehen. Zur Reduktion von Belastungen vermeiden sie – gewiss häufig – den Bewegungsaufwand, der zur Unterbindung von Hunger, Durst und anderen Beeinträchtigungen nicht erforderlich ist. Darüber hinaus lernen Pferde rasch, „Leckerlis“ zu „erbetteln“ und sich mit ihnen angenehme Empfindungen zu verschaffen.

Die Neigung, angenehme Befindlichkeiten auszubilden und unangenehme zu unterbinden, steigert – zumindest im ersten Schritt – bei Mensch und Tier den Komfort des Daseins. Dieser Neigung stets und/oder intensiv zu entsprechen, zeitigt allerdings ambivalente Auswirkungen auf die Gesundheit und das dauerhafte Wohlbefinden. Eine derartige Praxis fördert das (Über)Leben jedenfalls nicht generell in der Art, wie es zum Beispiel die Befindlichkeiten „Angst“, „Schmerz“ oder „Begeisterung“ in ihrem ursprünglichen Zusammenhang tun.

Die Konsequenzen der autonomen Kultivierung der Befindlichkeiten auf das (Über)Leben bestehen in den Auswirkungen der beim Bemühen um ein angenehmes Erleben gewählten beziehungsweise gemiedenen Verhaltensweisen. Zumindest nicht selten führen die im Rahmen der Kultivierung der Befindlichkeiten häufig praktizierten respektive unterbundenen Verhaltensweisen eher zu einer Beeinträchtigung als zu einer Förderung des Lebens. Dies ist speziell bei diversen Verhaltensweisen der Fall, für die Tiere ebenso wie Menschen sich mit der Erwartung respektive der Auswirkung besonders intensiver Befindlichkeiten entscheiden. Die in den zuvor genannten Beispielen angesprochene „dysphysiologische“ Ernährung und der ebenfalls angesprochene Bewegungsmangel konkretisieren das Gesagte.

Diätetische Programme, die die Vereinbarung der Maximierung und der Intensivierung angenehmer sowie die Unterbindung unangenehmer Befindlichkeiten mit Verhaltensweisen bezwecken, die die Chancen des (Über)Lebens zumindest nicht schmälern, bestehen im Hinblick auf die Pferde vor allem in der sogenannten „artgerechten“ Haltung und Nutzung. Gleichwohl neigen nicht wenige Pferdebesitzer dazu, ihren Schützlingen gelegentlich darüber hinaus mit besonderen „Zuwendungen“ – zum Beispiel mit vermehrtem Krippenfutter oder mit einem (gemäß dem Empfinden des Menschen) weitgehenden Witterungsschutz – „etwas Gutes zu tun“, und zwar in der Absicht, ihnen (neben der Förderung der Gesundheit) eine besonders angenehme Befindlichkeit zu verschaffen. Nicht selten geht eine solche Förderung des momentanen Wohlbefindens – abweichend von der Absicht des Pferdebesitzers – mit einer Beeinträchtigung des dauerhaften psychischen Zustandes sowie der dauerhaften Gesundheit der Tiere einher.

Die Gewährleistung und/oder die Intensivierung von angenehmen Befindlichkeiten, die – auf Dauer gesehen – die

Gesundheit und das Wohlbefinden schmälern, kann somit – bei Mensch und Tier – einem Verhalten gegenüberstehen, das zwar das (Über)Leben weitgehend fördert, angenehme Befindlichkeiten aber nur in begrenzter Art und begrenztem Ausmaß ermöglicht, das zudem die unangenehmen Befindlichkeiten nur in begrenztem Ausmaß unterbindet.

Einfache Indikatoren und komplexe Verhaltenssequenzen

Die hier angestellten Überlegungen veranlassen dazu, bei den Aussagen über die Befindlichkeiten der Pferde besonders vorsichtig zu verfahren. Zurückhaltung ist speziell in den Fällen geboten, in denen Befindlichkeiten nicht von markanten Verhaltensweisen nahegelegt werden und insofern eine nur geringe Intensität dieser Befindlichkeiten zu vermuten ist. Die Erwartung, selbst für die Befindlichkeiten begrenzter Intensität vergleichsweise häufig auftretende und ohne besonderen methodischen Aufwand dekodierbare valide und reliable Indikatoren ermitteln zu können, wird insbesondere durch die prinzipiellen Grenzen, vom Verhalten verlässlich auf bestimmte Befindlichkeiten zu schließen, in Frage gestellt. Das bedeutet auch: Das ideologiefreie Bemühen um den Schutz des Pferdes vor physischen und psychischen Beeinträchtigungen dürfte weiterhin auf die Diagnose solcher Beeinträchtigungen angewiesen sein. Will sagen: Bei ideologiefreier Analyse ist die Diagnose der Defizite nicht durch die Dokumentation von Wohlbefinden zu ersetzen, speziell nicht durch die Dokumentation mit Hilfe von Indikatoren, die – insbesondere für die Anwendung durch Laien im Bereich der Psychologie – zwar "praktikabel", deren Validität und deren Reliabilität aber mehr unterstellt als nachgewiesen sind.

Vor allem über die Befindlichkeiten begrenzter Intensität und die nicht von einem markanten Verhalten nahegelegten Befindlichkeiten lassen sich – unabhängig von der Untersuchung der biochemischen Prozesse und der Hirnaktivitäten – tragfähige Annahmen in der Regel nicht aufgrund einfacher Indikatoren, sondern ausschließlich aufgrund der kritischen Analyse von Sequenzen des in seiner Komplexität sowie in seiner Interdependenz mit den Umständen des Biotops berücksichtigten Verhaltens gewinnen. Als "tragfähig" versteht diese Aussage die Annahmen, die vom Verhalten des Pferdes bestätigt werden, das heißt auch, die Annahmen, die Befindlichkeiten unterstellen, angesichts derer das beobachtete Verhalten – bei Berücksichtigung bewährter psychologischer Zusammenhänge – zu erwarten war, also Befindlichkeiten, die dieses Verhalten psychologisch erklären und – in Grenzen – auch prognostizieren lassen.

Danksagung

Für die kritische Durchsicht dieser Arbeit und für wertvolle Anregungen danke ich Dr. Michael Düe und Dr. Eberhard Schüle.

Literatur

Bohnet W. (2007) Ausdrucksverhalten zur Beurteilung von Befindlichkeiten bei Pferden. In: Dtsch. Tierärztl. Wschr. 114, 91-97

- Boissy A., Manteuffel G., Bak Jensen M., Oppermann Moe R., Spruijt B., Keeling L. J., Winckler C., Forkman B., Dimitrov I., Langbein J., Bakken M., Veisser I., Aubert A.* (2007) Assessment of positive emotions in animals to improve their welfare. *Physiol. Behav.* 92, 375-397
- Bohnet W.* (2010) Den Schmerz erkennen – Unspezifische Verhaltensweisen beim Pferd. In: *Pferdespiegel* 2, 70-74
- Eccles J. C.* (1977) Teil II. In: Popper K., Eccles J., Springer 1977
- Fédération Equestre Internationale, FEI (2003) Rules for Dressage Events. 21. Ed. Bern
- Flohr H.* (1989) Schwierigkeiten der Autocereboskopie. In: Pöppel 1989a
- Fraser A. F.* (1992) The behaviour of the horse. CAB International Wallingford
- Gutmann W. F., Bonik K.* (1981) Kritische Evolutionstheorie. Ein Beitrag zur Überwindung altdarwinistischer Dogmen. Gerstenberg Verlag Hildesheim
- Lorenz K.* (1963) Haben Tiere ein subjektives Erleben? In: Lorenz, K. (1965) Über tierisches und menschliches Verhalten. Gesammelte Abhandlungen II. Piper Verlag München
- Lorenz K.* (1973) Die Rückseite des Spiegels. Piper Verlag München
- Manteuffel G.* (2006) Positive Emotionen bei Tieren: Probleme und Möglichkeiten einer wissenschaftlich fundierten Verbesserung des Wohlbefindens. In: Kuratorium für Technik und Bauwesen, Hrsg., Aktuelle Arbeiten zur artgemäßen Tierhaltung 2006 (KTBL-Schrift 448). Darmstadt, 9-22
- Meyer H.* (1997) Das Pferd und die Angst. *Pferdeheilkunde* 13, 607-628
- Meyer H.* (1999) Zum Problem des Schmerzes und seiner Feststellung. *Pferdeheilkunde* 15, 193-220
- Meyer H.* (2005) Über das Wohlbefinden des Pferdes. *Pferdeheilkunde* 21, 559-579
- Meyer H.* (2000) Zum Leiden und zu seiner Feststellung. *Pferdeheilkunde* 16, 45-65
- Meyer H.* (2014) Analogien, Analogie-Schlüsse und die Befindlichkeiten des Pferdes. *Pferdeheilkunde* 30, 307-331
- Minero M., Dalla Costa E., Lebelt D., Stucke D., Canali E., Leach M.* (2013) Measuring validity and reliability of facial expressions of pain in horses as an innovative welfare indicator. Proc. "Animal Welfare Indicators Project", 2. Jahreskonferenz 13.-16. 5. 2013 Vitoria-Gasteiz/Spanien
- Pöppel E.* Hrsg. (1989a) Gehirn und Bewußtsein. Verlag Wiley-VCH Weinheim
- Pöppel E.* (1989b) Eine neuropsychologische Definition des Zustandes "bewußt". In: Pöppel 1989a
- Popper K. R.* (1977) Teil I. In: Popper/Eccles 1977
- Popper K. R., Eccles J. C.* (1977) Das Ich und sein Gehirn. 6. Aufl. Piper Verlag München 1987
- Roth G., Grün K.-J.* Hrsg. (2006) Das Gehirn und seine Freiheit. Vandenhoeck u. Ruprecht Verlag Göttingen
- Roth G.* (1994) Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Taschenbuchausgabe nach der 5. überarb. Aufl. Suhrkamp Verlag Frankfurt 1999
- Roth G.* (2003) Aus der Sicht des Gehirns. Suhrkamp Verlag Frankfurt
- Roth G.* (2006) Willensfreiheit und Schuldfähigkeit aus der Sicht der Hirnforschung. In: Roth/Grün 2006
- Schäfer M.* (1974) Die Sprache des Pferdes. Nymphenburger Verlagshandlung München
- Singer W.* (2003) Ein neues Menschenbild? Gespräche über Hirnforschung. Suhrkamp Verlag Frankfurt
- Wohlleben P.* (2016) Das Seelenleben der Tiere. Liebe, Trauer, Mitgefühl – erstaunliche Einblicke in eine verborgene Welt. Ludwig Verlag Kiel
- Wuketits F. M.* (1984) Evolution, Erkenntnis, Ethik. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt
- Zeitler-Feicht M. H.* (2001) Handbuch Pferdeverhalten. 3. Aufl. Eugen Ulmer Verlag Stuttgart 2015
- Zeitler-Feicht M. H.* (2013) Ethologische Aspekte zur Schmerzerkennung beim Pferd. *Tierärztl. Umschau* 68, 218-226
- Zeitler-Feicht M. H., Baumgartner M.* (2016) Welche Verhaltensweisen eignen sich als Indikator für Wohlbefinden beim Pferd unter dem Aspekt der Validität und Praktikabilität? *Pferdeheilkunde* 32, 501-507